



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Sittenbilder aus Japan. I.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

— — — der Seele Sturm beschwört,  
 — — — die nie ermattet,  
 Die langsam schafft, doch nie zerstört,  
 Die zu dem Bau der Ewigkeiten  
 Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,  
 Doch von der großen Schuld der Zeiten  
 Minuten, Tage, Jahre streicht.

Basel,

J. Mähly.

## Sittenbilder aus Japan.

### I.

Lange Zeit fast völlig abgeschlossen vom Leben der übrigen Erdenvölker und so eine Welt für sich geblieben, hat Japan, seit es seine Häfen zunächst den Amerikanern, dann auch den übrigen seefahrenden Nationen öffnete, sich mit einer Raschheit in das allgemeine Culturleben eingefügt, die Staunen erregt. Während China, das andere große mongolische Reich Ostasiens, europäische Wissenschaft, Politik und Sitte nach Kräften von sich abwehrt, während selbst die uns näher verwandten Völker Westasiens im Großen und Ganzen aus fernbleiben und fortleben wie sie vor Jahrhunderten lebten, hat jenes begabte und rührige Inselvolk, namentlich seit der politischen Revolution, die den Mikado in seine Rechte als eigentlichen Herrscher des Landes wieder einsetzte und zugleich — hierin in gewissem Maße ein Seitenstück zu Deutschland darstellend — durch Niederwerfung der Daimios, der nahezu souverän gewordenen Territorialfürsten, die Einheit des Reiches herstellte, durch Aufnahme europäischen Wesens auch eine gesellschaftliche Revolution von Grund aus erlebt und damit eine Umgestaltung erfahren, die in der Culturgeschichte geradezu unerhört ist. Nicht nur, daß man in richtiger Würdigung jenes Wesens die Staatsverwaltung, den Unterricht, das Geldwesen, die Medicin, das Heer nach Weise der Nationen des Nordwestens umbildete, eine Dampferflotte schuf, Eisenbahnen baute, Telegraphenleitungen errichtete u. s. w., selbst in den Gewohnheiten des Privatlebens, der Tracht und andern Neußerlichkeiten hat man sich uns anzuschließen begonnen. Wer hätte es 1852 geglaubt, wenn man ihm gesagt hätte, daß 1872 einige achtzig Japaner in Berlin studieren, daß jetzt Hunderte unter den Bewohnern Jeddos gutes Deutsch reden würden, daß mehr als ein deutscher Gelehrter dort, von der Regierung angestellt, Vorlesungen halten, daß der unnahbare Mikado, der Göttersohn, wie ein europäischer Fürst mit seinem Volke und sogar mit den Fremden

verkehren würde? Tritt nicht, was möglich, aber nicht wahrscheinlich, eine Gegenströmung ein, so wird in wenigen Jahrzehnten ein völlig neues Volk an die Stelle des alten Japan getreten sein, welches für die Entwicklung von Ostasien von noch größerer Bedeutung sein wird, als das austrebende Aegypten für die von Ost- und Centralafrika.

Ein derartiges Volk interessirt uns lebhaft auch nach seinem vergangenen oder im Vergehen begriffnen Leben, und zwar um so mehr, als dieses Leben in schnellem Verschwinden ist, und so wird eine Schrift, die uns dasselbe zum größten Theil aus dem Munde von Landesangehörigen selbst schildert, allen Freunden der Ethnographie in hohem Grade willkommen sein. Wir haben die Freude, eine solche in der von Kohl besorgten Uebersetzung von Mitford's „Tales of Old Japan“ — Deutsch. „Geschichten aus Alt-Japan“ \*) — anzeigen zu können. Dieselbe ist ein nach den verschiedensten Richtungen hin lehrreiches und zugleich unterhaltendes Buch, welches aus dem Charakter des merkwürdigen Stück's Menschheit, das es behandelt, mit einer bis jetzt noch nicht dagewesenen Vollständigkeit vorführt und und auch in der Form wenig zu wünschen übrig läßt. Einige Längen und Wiederholungen, z. B. in dem nicht weniger als 57 Seiten einnehmenden Kapitel über das Harakiri oder die Selbsthinrichtung der vornehmern Klassen der Japaner, hätten vermieden werden können. Hin und wieder ist die Uebersetzung mangelhaft. Als Ganzes aber verdient das Buch Dank und Empfehlung. Die letztere werden wir ihm am Besten durch eine ausführliche Ausgabe seines Inhalts und gelegentliche Auszüge aus seinen interessantesten Partien zu Theil werden lassen. Der Hauptinhalt besteht, wie der Titel schon besagt, in der Mittheilung von Erzählungen, kleinen Novellen, Legenden, Sagen und Märchen der Japaner, die einen Einblick in deren Auffassung des Lebens, deren Empfindung und Denken eröffnen. Dazu kommen gewisse Etiquette-Vorschriften, Schilderungen von Gebräuchen, sowie Mittheilungen über die Ehe, die Kindererziehung, das Begraben der Todten und Aehnliches. Endlich hat der Herausgeber diesen der japanischen Literatur entnommenen Historien und Beschreibungen noch Einleitungen und Erklärungen hinzugefügt, die auf eigener Beobachtung und Erfahrung ruhen.

Die erste Erzählung, „die siebenundvierzig Ronins“ betitelt und auf ein wirkliches Vorkommniß im 18. Jahrhundert gegründet, kennzeichnet in sehr charakterischer Weise, was man in Japan von einem getreuen Vasallen er-

\*) Der volle Titel lautet: „Geschichten aus Alt-Japan. Von A. B. Mitford, zweitem Secreter bei der britischen Gesandtschaft in Japan. Aus dem Englischen übersetzt von J. G. Kohl. Mit Illustrationen gezeichnet und in Holz geschnitten von japanischen Künstlern. Zwei Bände. Leipzig, Verlag von Fr. Wilhelm Grunow 1875.“ Die zahlreichen Illustrationen, Holzschnitte, sind äußerst charakteristisch, wenn auch eher alles Andere, als Kunstwerke nach unserm Begriff.

wartet. Ein vornehmer Herr oder Fürst wird im Palaste des Taikun zu Jeddo von einem andern Fürsten, der ihm Unterricht im Ceremoniell bei Empfang eines Gesandten ertheilen soll, und der sich als habgieriger und niedrigdenkender Geist von ihm dafür nicht genügend honorirt findet, gröblich beleidigt. Entrüstet hierüber, versucht er den Unverschämten zu tödten, verwundet ihn aber nur und wird darauf verhaftet und als Breher des Friedens in der Residenz verurtheilt, sich durch das bekannte Harakiri selbst zu entleiben. Darauf beschließen siebenundvierzig seiner Vasallen, den Tod ihres Herrn an seinem Beleidiger zu rächen. Derselbe ist indeß auf seiner Hut, und so gilt es zunächst, ihn sicher zu machen. Dieß geschieht dadurch, daß die Verschworenen sich zerstreuen und als Handwerker und Kaufleute in der Nähe ihres Feindes Beschäftigung suchen, und daß ihr Anführer Dschü Kuranosuke sich einem liederlichen Leben, dem Wein und den Weibern ergiebt. Eines Tages fällt er betrunken auf der Straße hin und schläft ein. Die Vorübergehenden lachen und spotten über ihn, und Einer ruft aus: „Siehe da, ist das nicht Dschü Kuranosuke? O Schande! Er hat nicht das Herz, seinen Herrn zu rächen. Seht, wie er schmähsch betrunken auf offner Straße liegt! Ein treuloser Mensch, ein Narr, ein Feigling! Unwürdig des Namens eines edlen Samurai“ (Mannes von der Kriegerkaste). Und er giebt Kuranosuke einen Fußtritt und speit ihn an. Durch solche und ähnliche Manöver beruhigt, vernachlässigt der von den Verschwornen ins Auge Gefasste seine Vorsichtsmaßregeln, und in einer finstern Nacht wird er von jenen in seinem Hause überfallen und, nachdem er ihren demüthigen Bitten, sich selbst zu tödten, aus Feigheit nicht entsprochen, von Kuranosuke niedergeworfen und enthauptet. Darauf ziehen die Rächer nach dem Grabe ihres Herrn, um den Kopf seines Gegners darauf nieder zu legen. Jedermann lobt ihren Muth und ihre Treue. Ein Fürst, an dessen Palast sie vorüberschreiten, läßt sie feierlich empfangen und bewirthen. Sie haben nach der Vorschrift Konfutses gehandelt: „Du sollst nicht leben unter demselben Himmel und nicht betreten dieselbe Erde mit dem Feinde deines Vaters oder deines Herrn.“ Aber das Gesetz des Landes verurtheilt sie zur Selbstentleibung, und sie vollziehen sie „entschlossen und furchtlos, wie sich's für Edelleute geziemt.“ Ihre Leiber werden vor dem Grabmale ihres Herrn beerdigt. Das Volk kommt in Haufen herzu, um auf ihren Gräbern zu beten. Darunter ist auch der, welcher Dschü Kuranosuke einst mit Füßen getreten und ihn angespion. Er kommt, um ihn um Verzeihung zu bitten und ihm Genugthuung zu geben, indem er sich auf dem Grabe des Todten ersticht, worauf ihn der Hauptpriester mitleidig neben den Konins begräbt. Das Ganze ist ein blutiges Bild wilder Vasallentreue, ein mongolisches Seitenstück zum Nibelungenliede der germanischen Welt. Die Japaner sind noch heute voll Bewunderung über die That

Kuranosukes und seiner Gefährten, sie erweisen ihnen fast göttliche Ehren. Fromme Hände bedecken noch in diesen Tagen ihre Gräber mit grünen Zweigen und verbrennen Weihrauch auf ihnen.

Die zweite Geschichte „Die Liebshaft des Gombatschi und der Komurassaki“ erzählt uns, wie der Held derselben auf seinen ritterlichen Fahrten eines Tages in das Haus von Räubern geräth, ohne es zu wissen. Ein schönes Mädchen, die Tochter eines reichen Kaufmanns, die von den Räubern entführt worden, klärt ihn über seine gefährliche Lage auf. Er verliebt sich in sie und befreit sie, indem er die Räuber im Kampfe erschlägt. Der Vater des Mädchens will ihn, als er sie ihm zurückbringt, bei sich behalten, der junge Mann aber zieht vor, zu Jeddo im Dienste eines Fürsten Ehren zu erwerben. Er hat seiner Geliebten Treue versprochen, geräth aber in Jeddo auf schlechte Wege, die ihn häufig in das Jöschiwara, das Quartier der öffentlichen Mädchen, führen, und hier erkennt er eines Tages in der Gefeiertsten von diesen seine Verlobte wieder. Sie hat sich hierher verkauft, um ihren inzwischen verarmten Eltern das Leben zu fristen, was in Japan nicht für schändlich, sondern für lobenswerth angesehen wird. Darauf erwacht in ihm die alte Liebe; er möchte die Geliebte zum zweiten Male befreien, und da ihm hierzu die Geldmittel fehlen, wird er kurz entschlossen ein Räuber. Darüber betroffen, verfällt er dem Gesetze und wird hingerichtet. Seine Geliebte aber flieht, als sie dies vernimmt, aus dem Jöschiwara und tödtet sich auf dem Grabe des todtten Jünglings.

„Casumas Rache“, das dritte Stück unserer Sammlung, ist in der Hauptsache die Geschichte eines berühmten Schwertes, welches allerlei Bluthaten veranlaßt. Sie spielt im Anfange des 17. Jahrhunderts, einer Zeit bürgerlicher Unruhen in Japan, die mit denen, welche der letzten Revolution in diesem Lande vorangingen, mancherlei Aehnlichkeit haben. Das Schwert ist für die so viel auf Mannesehre haltenden und dabei so rachelustigen Japaner von höchster Bedeutung. Die Schwertfeger bilden bei ihnen die vornehmste Handwerkerklasse. Sie geben ihren Waffen eine von keinem andern Volke erreichte Vollkommenheit. Die Schwerter sind nach dem Volksglauben beseelt. Sie sind gewissen Familien ergeben, andern feindlich gesinnt. Oft ist die Lebensgeschichte eines abhanden gekommenen Schwertes so bunt und abenteuerlich, wie bei anderen Nationen die einer geraubten Geliebten.

Seit alten Zeiten gab es in Japan sowohl unter den Edelleuten als unter den Bürgerlichen gewisse Verbrüderungen, deren Mitglieder sich *Odokate*, d. h. rüftige Gesellen, nannten und vielfach mit einander rivalisirten und zusammen stritten. Auf das Treiben dieser Genossenschaften bezieht sich die vierte unserer Geschichten, die uns wieder eine Reihe sehr wilder und blutiger Charaktere vorführt und uns zuletzt den Untergang des berühmten

Eschobei von Bandsuin, eines Führers der bürgerlichen Odoakate von Jeddo, der sich durch Heldensinn und Kraft und nicht weniger durch hülfreiches und barmherziges Wesen auszeichnet, durch die Nachsicht der Führer der Adelsverbindung schildert. Die ganze Erzählung trieft von Blut und hallt von Rachegeanken wieder. Andererseits aber begegnen wir in ihr auch nicht wenigen Beispielen edlen und heroischen Sinnes, die wir aufrichtig bewundern, und namentlich jener Eschobei, der Hauptheld, ist eine in jeder Beziehung wohlthuende Erscheinung.

Das fünfte Kapitel ist eine Schilderung des Viertels von Jeddo, wo sich die Musiker, Tänzer, Wahrsager und Tausendkünstler sowie die Schauspieler der Hauptstadt Japans aufhalten. Sie ist größtentheils einem japanischen Reisehandbuche mit dem Titel „Führer durch die glückliche Stadt Jeddo“ entnommen. Recht instructiv ist, was Mitford über Geschichte und Wesen des japanischen Dramas hinzu fügt.

Der nächstfolgende Abschnitt nennt sich „Die wunderbaren Abenteuer des Funakoschi Dschujemon“ und dreht sich in der Hauptsache um die Rache, die dieser an seiner Frau, die ihn hintergangen hat, und an deren Buhlen, einem Ringer, nimmt. Die Geschichte ist so gut erzählt, daß sie mit einigen Kürzungen im Decameron Platz finden könnte.

Nach hübscher ist Nummer 7: „Das Etamädchen und der Hatamoto“. Die Eta sind die verachtetste Klasse in Japan, die Hatamoto dagegen gehören zum Adel. Wie die Liebe sich bei uns bisweilen über den Unterschied der Stände hinwegsetzt und vornehme Herren mit Zigeunermädchen zusammenführt, so geschieht dies hier mit dem adeligen Gensaburo und der niedrigstehenden, aber wunderschönen Ogo. Die bei zufälligem Zusammentreffen mit dieser in jenem plötzlich entbrennende Leidenschaft, die geheimen Zusammenkünfte beider, die treue Liebe, die sie einander bewahren, und welche alle sie bedrohenden Gefahren nicht beachtet, ist allerliebft wiedergegeben. Besonders reizend ist die Darstellung der Scene, in welcher der stolze Edelmann dem schüchternen und bescheidenen Etamädchen seine Liebe erklärt. Wir lassen dieselbe mit einigen Kürzungen folgen.

Gensaburo erwartet Ogo im Zimmer eines Theehauses, wohin diese in Begleitung ihrer Freundin Okuma kommt. Ogo zaudert noch in jungfräulicher Bescheidenheit, einzutreten. „Nun, was soll das bedeuten?“ fragt die Freundin. „Da du schon so weit gekommen bist, Ogo, scheint es mir doch etwas spät, die Scheue zu spielen. Sei keine Närrin und tritt sogleich mit mir ein.“ Mit diesen Worten zieht sie ihre Freundin an der Hand herein und vor Gensaburo. Dieser spricht ihr Muth ein: „Komm, meine Liebe, was ist hier zu fürchten? Tritt ein wenig näher, bitte.“ — „Vielen Dank, lieber Herr, aber wie könnte ich, ein so niedriges Geschöpf, mich

unterfangen, mich an Eure Seite zu setzen und Euren Adel zu besflecken? Und indem sie das sagte, überzog eine tiefe Röthe ihr Gesicht, und je mehr Gensaburo sie anblickte, desto schöner erschien sie seinen Augen, und desto mehr bezauberten ihn ihre Reize. Er ließ Wein und Fisch bringen, und sie ergötzten sich an einem kleinen Schmause. Als Tschokitschi (der den Vermittler des Stelldicheins macht) und Okuma sahen, was die Uhr geschlagen, ließen sie Gensaburo und Okogo allein, die sich nun einander ins Auge sahen. — „Komm,“ sagte Gensaburo lächelnd, „möchtest Du denn nicht etwas näher bei mir sitzen?“ — „Ich danke Euch, Herr, ich fürchte mich ein wenig.“ — „Ei, Du benimmst Dich ja beinahe, als ob Du mich haßtest.“ — „O nein, nein, gewiß, lieber Herr, ich hasse Euch nicht. Das würde sehr garstig von mir sein, und es ist auch wirklich nicht der Fall. Gleich das erste Mal, als ich Euch bei der Adsumabrücke sah, liebte ich Euch und sehnte ich mich nach Euch von ganzer Seele. Aber ich wußte wohl, welchem verachteten Geschlechte ich angehörte, und daß ich für Euch nicht zur Frau paßte, und so verzichtete ich in Ergebung auf mein Glück. Aber ich bin noch so jung und unerfahren, und so konnte ich es doch nicht lassen, an Euch zu denken und nur an Euch. Und als ich dann von Tschokitschi hörte, was Ihr über mich gesagt, hielt ich Alles in meinem Herzen für einen seligen Traum.“ — Wie sie diese Worte mit schüchternem Erröthen sprach, war Gensaburo ganz hingerissen von ihrer Schönheit und sagte: „Gut. Du bist ein kluges Kind. Gewiß besitzt Du längst schon einen hübschen jungen Liebhaber, und das wird es sein, wenn Du nicht mit mir trinken und neben mir sitzen willst. Hab' ich nicht Recht, he?“ — „Ach, Herr, ein so vornehmer Edelmann wie Ihr hat sicher ein schönes Weib in seinem Hause, und dann seid Ihr selbst so schön, daß gewiß alle hübschen jungen Damen Euch gut sind.“ — „Ei, sieh doch, wie geschickt Du schmeichelst. Ein so reizendes Geschöpf wie Du kleine Zauberin bist, war ganz dazu angethan, allen Männern den Kopf zu verdrehen.“ — „Ach, das ist bitter zu hören für ein armes Mädchen! Wer möchte nur daran denken, mit einem so elenden Geschöpfe einen Liebesbund zu schließen? Bitte, erzählt mir jetzt Alles von Eurer Geliebten. Mich verlangt so sehr von ihr zu hören.“ — „Wunderliches Kind! Ich bin nicht der Mann, jeder schönen Dame etwas in den Kopf zu setzen. Aber allerdings giebt es Eine, die ich liebe und heirathen möchte.“ — Bei diesen Worten fing Okogo an, im Ernst Eifersucht zu empfinden. „O, wie glücklich muß sie sein,“ rief sie aus. „Bitte, erzählt mir Alles von ihr.“ — Gensaburo erwiderte lächelnd: „Nun, so höre denn. Jene Eine, die ich über Alles liebe, ist niemand anders als Du selbst. Da! Du bist's.“ Damit berührte er mit der Fingerspitze sanft das Grübchen in ihrer Wange, und Okogos Herz schlug so heftig vor Freude, daß sie eine Zeitlang ganz sprachlos war. Endlich schlug sie die Augen auf, wendete ihm

ihr Antlitz zu und sagte: „Ach, hoher Herr, Ihr scherzt wohl nur mit mir, da Ihr doch nun wißt, daß das, was Euch gefallen hat, mir vorzuschlagen, der innigste Wunsch meines Herzens ist. Ich wäre glücklich, wenn ich nur als Magd oder in noch geringerer Eigenschaft in Euer Haus kommen dürfte, um mich an Eurem Anblick zu erfreuen.“ — „Ah! Ich sehe wohl, wie gut Du Dich darauf verstehst, Männer zum Besten zu haben, und so willst Du auch mich ein wenig hänseln.“ Damit nahm er sie bei der Hand und zog sie an sich heran. Sie aber, wieder erröthend, rief: „O wartet noch einen Augenblick, bis ich die Schiebethür verschlossen habe.“ — „Höre mich an, Okogo, nie werde ich das Versprechen vergessen, das ich Dir gab, und Du brauchst nicht zu fürchten, daß ich Dir Kummer machen werde. Hüte Dich aber auch Deinerseits, mich zu hintergehen.“ — „Wohl ist eher zu fürchten, Herr, daß es Euch gefallen würde, Euer Herz einer Andern zu schenken. Aber ich bitte Euch, obgleich ich keine vornehme Dame bin, habt Mitleid mit mir und liebt mich ehrlich und lange.“ — „Das steht fest. Ich werde mich um kein anderes Weib kümmern als um Dich.“ — „O, diese Worte, das erste ich von Euch, diese Worte, die Ihr jetzt gesprochen habt, vergeßt nie!“ — „Doch jetzt,“ erwiderte Gensaburo, „rückt die Nacht heran, und für heute müssen wir scheiden.“

So trennen sie sich denn. Gensaburo geht nach seinem Palaste. Okogo kehrt heim in ihre Hütte, ihr Herz voll Wonne, daß sie den Mann gefunden, nach dem ihre Seele verlangt. Fortan treffen sie sich oft in dem Theehause, und Gensaburo vergißt ganz, daß sein Verhältniß bald bekannt werden muß. Dieß geschieht denn auch, und da in Japan Mesalliancen für Verbrechen angesehen werden, so endigt die Geschichte tragisch: Gensaburo wird, seiner Güter und Würden beraubt, in die Verbannung geschickt, und Okogo trifft mit ihrer ganzen Familie ein ähnliches Schicksal.

Den Schluß des ersten Bandes bilden japanische Märchen. Märchenhafte Erzählungen giebt es in Japan in Menge, sie bilden dort einen förmlichen kleinen Literaturzweig. Mitsford hat eine Anzahl derselben gesammelt und sie wörtlich übersetzt. Sie sind einfach und volksthümlich erzählt und können sich den unsrigen getrost an die Seite stellen. Einiges in ihnen klingt an diese an. Im Uebrigen aber sind sie rein japanische Gewächse, hervorgegangen aus den Lebensverhältnissen, den Sitten, der Phantasie und den abergläubischen Vorstellungen des Inselvolkes. Die Einbildungskraft, die in ihnen waltet, ist bisweilen ungemein feß; denn nicht nur den lebendigen Gegenständen der Natur, den Thieren und Pflanzen, sondern auch todtten Dingen, Hausgeräthen, Theekesseln, Reismörsern, Besenstielen, Seetangstücken u. a. wird Vernunft, Wille und Sprache zugeschrieben, und sie treten

damit wie Menschen handelnd auf. Sie sehen damit fast so barock aus wie die Bilder, die sie in unsrer Uebersetzung begleiten.

Wir wählen von den neun hier mitgetheilten Märchen drei aus, um sie als Beispiele von Anklängen an Züge in deutschen Erzählungen dieser Art mit einigen Abkürzungen, die Unwesentliches betreffen, hier wiederzugeben. Jene Züge werden den Lesern sofort wie uns gegenwärtig werden und ihnen vielleicht ein Beweis sein, daß Japan in der Urzeit irgendwie — wahrscheinlich durch den Buddhismus — mit der Urheimath unsrer deutschen Märchen in Verbindung gewesen ist. Das erste dieser japanischen Märchen nennt sich „Der Sperling mit der abgeschnittnen Zunge“ und lautet etwa folgendermaßen:

Es waren einmal ein alter Mann und eine alte Frau. Der alte Mann hielt sich einen Sperling, den er mit großer Liebe und Sorgfalt fütterte und aufzog. Die Frau aber war eigenstinnig und grob. Nun hatte der Sperling eines Tages an der Stärke, mit der sie ihre Leinwand steifen wollte, genascht, und das machte sie so böse über das kleine Thier, daß sie ihm die Zunge abschnitt und es zum Fenster hinausjagte. Wie nun der gute alte Mann vom Felde heimkehrte, fand er, daß sein Sperling nicht mehr da war. Er fragte, was aus dem Vogel geworden sei. Die alte Frau sagte, er habe von ihrer Stärke gestohlen, und da habe sie ihm die Zunge abgeschnitten und ihn fortgejagt. Da wurde der alte Mann sehr betrübt und sagte: „Ach wohin kann wohl mein Vogel geflogen sein? Armes Ding! Du armer kleiner Sperling mit der abgeschnittnen Zunge, wo hast Du jezt wohl Dein Haus?“ Und er ging fort und wanderte weit und breit umher und rief hundert Mal: „Herr Sperling, Herr Sperling, wo lebt Ihr jezt?“

Eines Tages nun, am Fuße des Gebirges, begegnete dem alten Mann sein verlornen Vogel, und nachdem sie einander zu ihrem beiderseitigen Wohlbefinden gratulirt hatten, nahm der Sperling den alten Mann mit in seine Wohnung, wo er ihn seinem Weibe und seinen Kinderchen vorstellte und ihn dann mit allerhand guten Bissen bewirthete. — „Bitte, theile unsre schmale Kost“, sagte der Sperling. „So wenig es ist, so wird es gern gegeben“. — „Was für ein höflicher Sperling!“ dachte der alte Mann, der nun lange Zeit hier Gast blieb und jeden Tag ganz königlich gespeißt wurde. Endlich sagte der alte Mann, er müsse Abschied nehmen und nach Hause reisen (Kohl schreibt zu Hause!), worauf der Vogel vor ihm zwei aus Weidenzweigen geflochtene Körbe hinsetzte und ihn bat, sich einen davon als Abschiedsgeschenk mitzunehmen. Einer der Körbe war schwer, der andere leicht. Da sagte der alte Mann bescheiden, weil er hochbejahrt und schwach sei, wolle er nur den leichten Korb nehmen. Er hob ihn auf die Schulter und wanderte heimwärts.

Als der alte Mann nach Hause (bei Kohl wieder zu Hause) kam, war seine Frau sehr böse und fing an, ihn zu schelten und sagte: „Na, wo bist Du denn diese lange Zeit gewesen? Wahrhaftig, sehr hübsch und passend für einen Mann in Deinen Jahren, so im Lande herumzuzutreiben.“ — „D“, antwortete er, „ich bin bei den Sperlingen zu Besuch gewesen, und als ich ging, gaben sie mir diesen Korb als Abschiedsgeschenk mit.“ Wie sie den Korb nun aufmachte, war er ganz voll Gold und Silber und andere kostbare Dinge. Als die alte Frau das sah, hörte sie mit Schelten auf, wurde vergnügt und wußte sich zuletzt vor Freude nicht zu lassen. „Ich will doch auch hingehen und die Sperlinge besuchen“, sagte sie, „ich muß von ihnen auch ein so hübsches Geschenk haben.“ Sie fragte den alten Mann nach dem Wege zur Wohnung der Sperlinge und machte sich dann auf die Reise. Nach einer Weile begegnete sie dem Sperling mit der abgeschrittenen Zunge und rief ihn an: „D, wie gut! Ach, wie schön, daß ich Euch finde, mein lieber Herr Sperling! Schon lange wünschte ich mir das Vergnügen, Euch zu Gesicht zu bekommen.“ Mit diesen und andern süßen Worten suchte sie dem Sperlinge zu schmeicheln. Der Vogel konnte nicht umhin, die Frau in sein Haus einzuladen. Aber er gab sich keine besondere Mühe, sie gut zu bewirthen, auch ließ er sich von einem Abschiedsgeschenke nichts merken. Sie aber wurde dadurch von ihrem Wunsche nicht abgeschreckt, sondern hat um etwas, was sie zur Erinnerung an ihren Besuch mit heimnehmen könne. Der Sperling brachte darauf wie vorher zwei Körbe herbei, und das alte habgierige Weib wählte sich den schwersten von den beiden aus und schleppte ihn weg. Als sie sich aber hinsetzte und den Korb öffnete, um nachzusehen, was darin sei, da polterten und hüpfen und flogen allerhand Kobolde und Teufelchen heraus und fingen an, sie zu necken und zu plagen, und in ihrem ganzen Leben wurde sie dieselben nicht wieder los.

Das zweite Märchen, welches noch deutlicher als das erste an gewisse Züge deutscher Märchen erinnert, nennt sich in unsrer Uebersetzung „Kleinfirsichlings Abenteuer“ und lautet, wie folgt:

Vor vielen hundert Jahren lebten im Gebirge ein ehrlicher alter Holzfäller und sein Weib. Eines Morgens ging der alte Mann mit seinem Beil in die Berge, um ein Bündel Scheitholz zu sammeln, während sein Weib sich an den Fluß hinunterbegab, um schmutzige Wäsche zu waschen. Als sie an das Wasser kam, sah sie einen schönen Pfirsich stromab schwimmen. Sie holte sich die Frucht herbei und nahm sie mit, um sie ihrem Manne, wenn er heimkehrte, zu essen zu geben. Der alte Mann kam denn auch bald vom Gebirge zurück, und die gute Frau setzte ihm den Pfirsich vor. Aber als sie ihn aufforderte, ihn zu essen, that sich die Frucht auseinander, und ein kleines wimmerndes Kind kam heraus. Die beiden Alten nahmen es als das ihre

an und zogen es als solches auf, und weil es aus einem Pffirsich geboren war, nannten sie es Momotaro, das heißt Pffirsichling.

Nach und nach wuchs der kleine Pffirsichling zu einem starken und tapfern Knaben auf, und endlich sagte er zu seinen Pfflegeeltern: „Ich will jetzt zur Menschenfresserinsel gehen und die Schätze entführen, die dort aufgespeichert sind. Ich bitte Euch, bakt mir ein paar Hirseklöße zur Zehrung auf die Reise.“ Die beiden Alten zerstampften Hirse und machten ihm die Klöße zurecht, worauf Klein-Pffirsichling, nachdem er Abschied von ihnen genommen hatte, sich auf die Reise begab.

Wie er so hinwanderte, stieß er auf einen Affen, der grunzte ihn an und sagte: „Kia, Kia, Kia! Wohin geht die Reise, Klein-Pffirsichling?“ — „O, ich will zur Menschenfresserinsel, um ihre Schätze zu rauben!“ antwortete Pffirsichling. — „Was hast du denn da in deinem Gürtel?“ — Es sind Hirseklöße, die allerbesten in ganz Japan.“ — „Gieb mir einen davon, so will ich dich begleiten.“ Darauf gab Pffirsichling dem Affen einen von den Klößen, und dieser bedankte sich und ging mit ihm.

Als Klein-Pffirsichling ein Stück weiter gewandert war, hörte er einen Fasan rufen: „Ken, Ken, Ken! Wohin des Wegs, mein kleiner Herr Pffirsichling?“ — Klein-Pffirsichling antwortete wie vorher, und der Fasan trat, nachdem er ebenfalls um einen Hirseklöß gebeten und ihn bekommen hatte, auch in seine Dienste und folgte ihm.

Bald nachher begegneten sie einem Hunde, der bellte: „Wau, Wau, Wau! Wohin soll's gehen, mein lieber Herr Pffirsichling?“ — „Ich will nach der Menschenfresserinsel, um ihre Schätze wegzuführen.“ — „Wenn Du mir einen von Deinen hübschen Hirseklößen schenken willst, so begleite ich Dich,“ sagte der Hund. — „Recht gern“ erwiderte Klein-Pffirsichling, und so setzte er denn nunmehr in Begleitung des Affen, des Fasänen und des Hundes seinen Weg fort.

Als sie zu der Menschenfresserinsel kamen, flog der Fasan über das Thor der Burg in diese hinein, und der Affe kletterte über die Mauer, Klein-Pffirsichling aber mit dem Hunde brach das Thor auf und drang in das Schloß ein. Dann bestanden sie einen Kampf mit den Unholden drinnen, schlugen sie in die Flucht und nahmen ihren König gefangen. Alle Menschenfresser unterwarfen sich und huldigten dem kleinen Pffirsichling und schleppten die von ihnen aufgehäuften Schätze herzu. Darunter waren wundervolle Dinge: Zaubermützen, die den, welcher sie aufsetzte, unsichtbar machten, Juwelen, mit denen man Ebbe und Fluth des Meeres aufhalten konnte, Korallen, Smaragde, Moschus, Ambra und Schildpatt, überdieß eine Menge Gold und Silber. Klein-Pffirsichling nahm das Alles an sich, reiste, mit

Schätzen ganz beladen, nach Hause und lebte dort mit seinen Pflegeeltern fortan in Ueberfluß und Frieden.

Die dritte Erzählung, die wir auswählen, betitelt sich „Die Elfen und der neidische Nachbar“ und berichtet Folgendes:

Es war einmal ein Mann, der auf einer Reise im Gebirge von der Nacht überfallen wurde, so daß er genöthigt war, sich im Stamme eines hohlen Baumes ein Obdach zu suchen. Als er ein solches gefunden hatte, versammelte sich um Mitternacht eine große Menge von Elfen auf dem freien Platze vor dem Baume, und der Mann gerieth, als er sie gewahr wurde, vor Schrecken ganz außer sich. Nach einiger Zeit jedoch fingen die Elfen an, zu spielen und Wein zu trinken und sich mit Gesang und Tanz zu ergötzen, und der Mann, von ihrer Vergnügtheit angesteckt, vergaß seine Furcht ganz und gar und kroch aus seinem hohlen Baume heraus, um an der Festlichkeit theilzunehmen. Das gefiel den Elfen, und als der Tag zu dämmern begann, sagten sie zu ihm: „Du bist ein lustiger Gesell und mußt wieder herauskommen und noch einmal mit uns tanzen. Du mußt uns das versprechen, Deine Zusage aber auch halten.“ Darauf nahmen sie ihm in dem Glauben, daß sie ihn dadurch zur Wiederkehr nöthigen könnten, eine große Warze ab, die ihm mitten auf der Stirn saß. Dieselbe sollte ihnen als Pfand für die Erfüllung ihres Wunsches und seines Versprechens dienen. Dann verließen alle die Stelle und gingen nach Hause.

Der Mann wanderte wieder heim, vergnügt über die angenehme Nacht, die er gehabt hatte, sowie darüber, daß er seine große Warze losgeworden war. Er erzählte die Geschichte allen seinen Freunden, die ihm vom Herzen dazu Glück wünschten, der bösen Warze entledigt zu sein. Nun hatte er aber einen Nachbarn, der ebenfalls mit einer dicken und schon sehr alten Warze behaftet war. Als der von dem guten Glücke seines Freundes hörte, plagte ihn der Neid, und er machte sich auf, um den hohlen Baum aufzuspiiren. Nachdem er ihn gefunden hatte, versteckte er sich in ihm.

Um Mitternacht kamen denn auch, wie er erwartet, die Elfen und fingen an, zu speisen und zu trinken und zu singen und zu tanzen, wie sie es vorher gemacht hatten. Bei diesem Anblick stieg der Mann aus seinem hohlen Baume und schloß sich, wie früher sein Nachbar gethan, dem Gesange und Tanze an. Die Elfen glaubten, es sei ihr früherer lustiger Genosse, freuten sich über seinem Besuch und sagten: „Du bist ein wackerer, rechtschaffener Mann, daß Du Dich Deiner Zusage erinnerst, und so wollen wir Dir jetzt Dein Pfand zurückgeben.“ Damit zogen sie die zurückbehaltene Warze hervor und klebten sie dem Mann auf die Stirne, oben über die andere Warze, die er schon hatte, und so ging der neidische Nachbar weinend nach Hause, mit zwei Warzen statt mit einer.

Dies ist eine gute Lehre für mißgünstige Leute, welche die Glücksfälle ihrer Nebenmenschen nicht mit ansehen können, ohne sie gleich auch für sich selber zu begehren.

## Briefe aus Belgien.

Ich hatte Ihnen versprochen, diesmal von Kunst und Künstlern und von dem geistigen und geselligen Leben der belgischen Hauptstadt zu erzählen. Und jetzt, nachdem es mir vergönnt gewesen ist, in gemüthlichem und anregendem Verkehr mit Malern, Bildhauern, Musikern und Schriftstellern Brüssels und anderer Städte Belgiens drei genußreiche Wochen zu verleben, weiß ich vor Fülle des Stoffes kaum, wo ich anfangen soll. Das Haus meines verehrten Freundes Van Soust, dessen lebenswürdige, flandrisch-üppige Gastfreundschaft ich genoß, ist so recht der Sammelplatz der schönen Geister von Brüssel, und die bedeutendsten Künstler und Schriftsteller des flamischen Stammes haben seit Jahren zu den Freunden dieses Hauses gezählt. Was der belgischen Häuslichkeit einen ganz besonders wohnlichen und traulichen Anstrich giebt, ist die Einrichtung der Wohnungen und diese selbst. Wie in London, so bewohnt in Brüssel eine Familie immer ein ganzes Haus für sich, und es ist nicht der glänzendste Reichthum und das tiefste Elend immer unmittelbar neben einander oder eins über dem andern unter ein Dach zusammengedrängt, wie in unseren großen Städten oder wie in Paris. Hinter vielen Häusern in Brüssel, auch im Innern der Stadt, befinden sich wohlgepflegte kleine Ziergärten, in die man unmittelbar aus dem meist zu ebener Erde liegenden Speisesaal oder aus einem Gartensalon eintritt. In glasgedeckten Lauben und Laubgängen werden früh reifende, schwellende Früchte oder prachtvolle tropische Blattpflanzen gezogen, eine treffliche Wasserleitung versorgt den sammtgrünen Rasen dieser Gärten mit erfrischenden Douchen. Man findet in den Salons mehr wie bei uns echt alterthümliche (nicht imitirte) geschnitzte Eichenmöbel von ausgezeichnete Arbeit, wie sich überhaupt in der Ausstattung der Zimmer ein ganz eigener Geschmack und eine außerordentlich solide Eleganz geltend macht, welche zugleich ein sichtbares Zeugniß von dem enormen Wohlstand des Landes ablegt.

Mit Recht rühmt man die häuslichen Tugenden der belgischen Frauen, namentlich der noch nicht französisirten Damen Flanderns, ihre Wirthschaftlichkeit, Arbeitsamkeit, ihren Sinn für Nettigkeit, Sauberkeit und für jene geschmackvolle Wohnlichkeit welche ein flamisches Daheim auszeichnet. Die Frauen, welche ich in Brüssel, Antwerpen und Gent namentlich in Gelehrten-